

MATTHES
& SEITZ
& BERLIN
PAPER.
BACK

James Gordon Farrell

**DIE BELAGERUNG
VON KRISHNAPUR**

Roman

Aus dem Englischen
von Grete Osterwald
Mit einem Nachwort
von Pankaj Mishra

Matthes & Seitz Berlin

Für W. F. F.

Erster Teil

I

Jeder, der noch nie in Krishnapur war und sich von Osten nähert, wird sich wohl ein paar Meilen früher als erwartet am Ende seiner Reise wähnen. Noch ein ganzes Stück von Krishnapur entfernt, führt der Weg eine leichte Anhöhe hinauf. Von hier aus wird er sehen, was in der hitzeflimmernden Ferne als eine Stadt erscheint. Er wird das weiße Schimmern von Mauern sehen, und Dächer, und eine schöne Baumgruppe, vielleicht sogar die Kuppel von etwas, was ein Tempel sein könnte. Rundherum nichts als die endlose Ebene, immer noch genauso wie seit vielen Meilen, ein eintöniges Meer kahler Erde, in dessen unendlicher Weite ein gelegentliches Feld mit Zuckerrohr oder Senfpflanzen vollkommen verloren wirkt.

Das Überraschende ist, dass diese Ebene nicht gänzlich verlassen ist, wie man erwarten könnte. Während er sie zu den weißen Mauern in der Ferne hin durchquert, gewahrt der Reisende hin und wieder eine Gestalt, die von irgendwo zwischen der Straße und dem Horizont auftaucht, einen Mann, der mit einer Last auf dem Kopf in diese oder jene Richtung geht ... obwohl es, zumindest für das Auge eines Fremden, innerhalb der Grenzen des Horizonts nichts zu geben scheint, wo es sich hinzugehen lohnt, außer vielleicht zu jener fernen Stadt, die er erblickt hat; ob hier oder dort, alles sieht ziemlich gleich aus. Aber wenn man genau hinschaut und die Augen gegen das gleißende Licht abschirmt, entdeckt man hin und wieder kleine Dörfer, schwer zu erkennen, weil sie aus derselben Erde bestehen wie die Ebene, der sie entsprungen sind, und in deren Schoß sie während der Regenzeit unvermeidlich zurückkehren, da es in diesen Landstrichen keinen Kalk gibt, keinen Ton oder Schiefer,

nichts, was sich zu Ziegeln brennen ließe, keine Substanz, die fest genug wäre, um den Jahreszeiten dauerhaft zu widerstehen.

Manchmal duckt sich das Dorf in einen Bambushain und besitzt einen fürchterlichen Tümpel mit ein oder zwei Wasserbüfeln; meistens aber gibt es nur einen Brunnen, aus dem tagein, tagaus, vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung, dieselben zwei Männern und zwei Ochsen Wasser ziehen, bis ans Ende ihres Lebens. Doch ob es einen Tümpel gibt oder nicht, ist für den Reisenden kaum von Belang; so oder so gibt es hier keine Bequemlichkeit, nichts, was ein Europäer als Zivilisation erkennen könnte. Umso mehr Grund für ihn, weiterzueilen, hin zu den fernen weißen Mauern, die offensichtlich aus Backsteinen bestehen. Backsteine sind zweifellos ein wesentlicher Bestandteil der Zivilisation; ohne sie gelangt man nirgendwohin.

Doch sobald er näherkommt, wird der Reisende sehen, dass die vermeintliche Stadt hoffnungslos verlassen ist, kaum mehr als eine melancholische Ansammlung weißer Kuppeln und Flächen, die von ein paar Bäumen umgeben sind. Keine Menschenseele weit und breit. Alles liegt vollkommen still. Noch näher herangekommen, sieht er natürlich, dass es gar keine Stadt ist, sondern einer jener alten Friedhöfe, »Städte der Ruhenden« genannt, auf die man gelegentlich im Norden Indiens stößt. Ein seltener Reisender wird vielleicht von der Straße abbiegen, um im Schatten der Mangobäume, die sich zwischen den weißen Gräbern und einer verfallenen Moschee erheben, zu rasten; manchmal findet man auch etwas Weihrauch, der von unsichtbarer Hand auf einem Tonuntersatz schwelend zurückgelassen wurde. Aber sonst ist hier kein Leben; sogar die raschelnden Blätter machen ein totes Geräusch.

Krishnapur selbst war einst das Zentrum der Zivilverwaltung eines großen Distrikts gewesen. Zu jener Zeit waren in verschwenderischem Ausmaß europäische Bungalows gebaut worden, sogar kleine Paläste auf mehreren Morgen Land zur

Unterbringung der damaligen Repräsentanten der *Company*^{*}, die ein prunkvolles Leben führten und manchmal sogar, um es den eingeborenen Fürsten gleichzutun, Tiger und Mätressen und weiß der Himmel, was sonst noch alles, hielten. Aber dann verlor Krishnapur an Bedeutung und die prunksüchtigen Beamten zogen anderswohin. Ihre herrlichen Bungalows blieben leer und verrammelt zurück; ihre Gärten verwilderten während der Regenzeit und trockneten den Rest des Jahres zu Wüsten aus, über deren gebackenem Boden Staubteufel wie geisterhafte Tänzer hin und her huschten.

Jetzt, mit dem Knarren loser Fensterläden und dem Seufzen des Windes im hohen Gras, gleicht das Kantonement einem Ort aus einem melancholischen Traum; ein Besucher mag sich durchaus an die »Stadt der Ruhenden« erinnern fühlen, an der er auf dem Weg nach Krishnapur vorbeigekommen ist.

Das erste Zeichen von Unruhen in Krishnapur kam mit einer mysteriösen Verteilung von Chapatis, aus grobem Mehl gebacken und ungefähr so groß und dick wie Kekse; gegen Ende Februar 1857 überschwemmten sie das Land wie eine Seuche.

Eines Abends, in dem Raum, den er als Studierzimmer benutzte, öffnete der Collector^{*}, Mr. Hopkins, eine Gesandtschaftstruhe, doch anstelle der erwarteten Dokumente fand er vier Chapatis. Nach einem Augenblick der Überraschung rief er verärgert den *khansamah*^{*}, einen älteren Mann, der seit mehreren Jahren in seinen Diensten war und dem er vertraute. Er zeigte ihm die geöffnete Truhe und die Chapatis darin. Auf dem normalerweise reglosen Gesicht des *khansamah* zeigte sich Schrecken. Offensichtlich war er nicht weniger verblüfft als der Collector selbst. Er starrte eine Weile auf die purpurrote Truhe, ehe er die Chapatis hochachtungsvoll herausnahm, als besäße die Truhe eine eigene, persönliche Würde, in der sie womöglich gekränkt worden sei. Der Collector bedeutete ihm mit gerunzelter Stirn, die elenden Dinger zu entfernen. Et-

was später hörte er den *khansamah* die Träger schelten, offenbar überzeugt, dass sie sich einen dreisten Scherz geleistet hätten.

Der Collector war dieser Tage sehr beschäftigt. Außer den Pflichten seines Amtes, die wegen der Krankheit des Joint Magistrate* zahlreicher und komplizierter geworden waren, hatte er allerhand häusliche Sorgen im Kopf; auch seine Frau war seit einigen Monaten bei schlechter Gesundheit und musste nun vor der großen Hitze nach Hause geschickt werden.

Es ist unwahrscheinlich, dass der Collector, derart mit anderen Dingen beschäftigt, den zweiten Stapel Chapatis überhaupt bemerkt hätte, wäre sein Blick nicht von einer Ameisenstraße dorthin gelenkt worden; die Ameisen krochen aus einem Spalt zwischen zwei Bodenplatten hervor, und ihre dünne Kolonne bewegte sich um Haaresbreite an seinen Schuhen vorbei zu den Chapatis hin. Die Chapatis sahen schmutzig und verkohlt aus; wieder waren es vier, und sie lagen auf der obersten Stufe des Backsteinportikus vor dem Haupteingang der Residenz. Der Collector war auf den Portikus hinausgetreten, um ein wenig Luft zu schnappen. Er zögerte einen Moment, im Begriff, abermals den *khansamah* zu rufen, doch dann bemerkte er den Mann, der nicht weit entfernt draußen kehrte; er schaute ihm eine Zeit lang bei der Arbeit zu, auf den Fersen sitzend und ziemlich wahllos fegend, mit einem Bündel Zweige statt eines Besens. Kein Zweifel, dass die Chapatis auf dem Portikus ihm gehörten. Der Collector ging wieder hinein und schlug sich die Sache aus dem Sinn.

Am folgenden Nachmittag jedoch fand er vier weitere Chapatis. Diesmal nicht im Studierzimmer, sondern auf dem Schreibtisch seines Büros, säuberlich angeordnet neben einigen Papieren. Obwohl sie immer noch nichts sehr Bedrohliches an sich hatten, war ihm, sobald er sie sah, zweifelsfrei klar, dass es Unruhen geben würde. Er untersuchte sie sorgfältig, aber das sagte ihm nichts, außer dass sie ziemlich schmutzig waren.

Der Collector war ein stattlicher und schöner Mann. Er

trug halblange, sorgfältig gestutzte Koteletten, die aber trotzdem steif hervorsprossen wie die Halskrause einer Katze. Er kleidete sich wählerisch: Die hohen Kragen, die er gewöhnlich trug, waren an einem ländlichen Standort wie Krishnapur ungewöhnlich genug, um auf alle, die ihn sahen, tiefen Eindruck zu machen. Außerdem war er ein in Amt und Würden ziemlich hochgestellter Mann mit einem ausgeprägten, aber unberechenbaren Sinn für gesellschaftlichen Anstand. Kein Wunder, dass die Gemeinschaft der Europäer großen Respekt vor ihm hatte; zum Teil wohl deshalb, weil seine Fehler nicht so deutlich sichtbar für sie waren. Im Privaten neigte er dazu, launisch und herrisch gegenüber seiner Familie zu sein, und manchmal leichtfertig in Angelegenheiten, die andere für sehr wichtig halten mochten ... so hatte er sich zum Beispiel trotz seiner sieben Kinder und obwohl er in einem Land mit hoher Sterblichkeit für Europäer lebte, noch nicht dazu durchgerungen, ein Testament zu verfassen; ein unglückliches Versagen seines sonst so starken Pflichtgefühls.

Im Moment war er allein in seinem Büro, einem von mehreren Räumen in einem Teil der Residenz, der den Regierungsgeschäften vorbehalten war. Er mochte diesen Raum nicht; die kahle, amtliche Atmosphäre missfiel ihm, und gewöhnlich zog er es vor, in seinem Studierzimmer zu arbeiten, das sich in einem wohnlicheren Teil des Gebäudes befand. Das Büro enthielt nur ein paar überfüllte Regale, einige Holzstühle für jene seltenen Besucher, die dank ihres Ranges berechtigt waren, in seiner Gegenwart zu sitzen, und den unordentlich mit Papieren und Gesandtschaftstruhen übersäten Schreibtisch; wer auch immer die beleidigenden Chapatis daraufgelegt hatte, hatte ihnen erst Platz schaffen müssen. An einer Seitenwand hing ein Portrait der jungen Queen, mit ziemlich hervorspringenden blauen Augen und einer energischen Ausstrahlung.

Verstört, ohne sich noch zu erinnern, warum er eigentlich ins Büro gegangen war, kehrte er langsam zur Eingangshalle

der Residenz zurück, mit der Frage beschäftigt, ob gewisse Maßnahmen ergriffen werden sollten, um die Auswirkungen dieser sich anbahnenden, aber noch hypothetischen Unruhen zu mildern oder sie gänzlich abzuwenden. »Nur einmal angenommen, in Krishnapur brächen ernsthafte Unruhen aus ... ein Aufstand zum Beispiel ... wo könnten wir Zuflucht finden? Könnte die Residenz, nur interessehalber natürlich, verteidigt werden?«

Während er, dies abwägend, in der Eingangshalle stand, empfand der Collector ein Gefühl von Kälte und großer Ruhe. Tagsüber kam das Licht hier von weit her; es drang unter den niedrigen Bögen der Veranda, über kühle Bodenplatten, durch die grünen, als *jilmils* bekannten Jalousien vor den Fenstern, die in die ungeheuer dicken Wände eingelassen waren, ins Innere, und gelangte schließlich als angenehmes, reflektiertes Dämmerlicht dorthin, wo er gerade stand. Man fühlte sich sehr sicher hier. Die Wände, die aus enormen Mengen der rosaroten, waffelähnlichen Backsteine Britisch-Indiens bestanden, waren so unglaublich dick ... man sah es doch, wie dick sie waren.

Die Residenz hatte mehr oder weniger die Gestalt einer Kirche, das heißt, wenn man sich eine Kirche vorstellen kann, die über den Altar betreten wird. Vom Eingang aus gesehen, auf dem Altar stehend und den Blick geradeaus, bestand das Querschiff zur Linken aus einer Bibliothek, wohlbestückt mit allem, außer Büchern, die nur spärlich vorhanden waren, manche ausgeliehen und nicht zurückgebracht, andere von den allgegenwärtigen Ameisen aufgeessen oder einfach wer weiß wohin verschwunden; noch andere, eingesperrt, stemmten ihre Rücken verdrießlich gegen die Glasscheiben von Bücherschränken, deren Schlüssel verlorengegangen waren ... und zur Rechten aus dem Gesellschaftszimmer, vornehm, weitläufig und anmutig; direkt vor einem, im Mittelschiff, lag eine prachtvolle Marmortreppe, ein Relikt aus den Glanzzeiten von Krishnapur, als die Dinge noch ordentlich gemacht wurden. Hinter der Treppe

nahm das Esszimmer, gefolgt von einer Reihe anderer Räume, die irgendwie mit Essen oder mit europäischen Dienstboten oder mit Kindern zu tun hatten, den Rest des Mittelschiffs ein, welches beidseitig von tiefen Veranden gesäumt war. Das Gebäude war zweistöckig, wenn man von den Zwillingstürmen absieht, die etwas höher aufragten. Auf einem dieser Türme flatterte von früh bis spät der Union Jack; auf dem anderen stellte der Collector gelegentlich ein Teleskop auf, wenn ihn die Stimmung überkam, den Himmel zu erforschen.

Erneut ins Sinnieren über die Chapatis verfallen, zuckte der Collector zusammen, als aus der offenen Tür des Gesellschaftszimmers eine laute Männerstimme drang. »Der menschliche Geist«, erklärte die Stimme in einem Ton, der nicht zur Diskussion einlud, »ist mit einem umfangreichen Apparat mentaler Organe ausgestattet, die ihn befähigen, seine Energien zu manifestieren. So ist er in der Lage, mithilfe optischer und akustischer Nerven zu sehen und zu hören; mithilfe eines Organs der Vorsicht empfindet er Angst, mithilfe eines Organs der Kausalität urteilt er vernünftig.«

»Was für ein Unsinn!«, murmelte der Collector, der die Stimme als die des Magistrate* erkannt und sich nun daran erinnerte, dass er selber in diesem Moment im Gesellschaftszimmer sitzen sollte, wo gleich die vierzehntägliche Zusammenkunft der *Poetry Society* von Krishnapur beginnen würde ... in der Tat schon begonnen hatte, da sich der Magistrate in einer Rede erging, wenn auch offenbar nicht über Poesie.

»Dr. Gall aus Wien, der diese bemerkenswerte Wissenschaft entdeckte, war schon in seiner Schulzeit darauf aufmerksam geworden, dass diejenigen unter seinen Kameraden, die am besten auswendig lernen konnten, zu Glubschaugen neigten. Nach und nach fand er auch äußerliche Merkmale, die auf eine Begabung für Malerei, Musik und Handwerkskünste hinwiesen ...«

»Ich muss wirklich reingehen«, dachte der Collector, und während er sich darauf besann, dass es in seiner Eigenschaft